

Babyn Jar

ANATOLI KUSNEZOW

Babyn Jar

Roman eines Augenzeugen

Aus dem Russischen
von Christiane Körner



Matthes & Seitz Berlin

An die Leser

Das ursprüngliche Manuskript dieses Buches reichte ich 1965 bei der Zeitschrift »Junost« ein. Man gab es mir in kürzester Zeit – geschockt ist wohl der richtige Ausdruck – zurück und riet, es niemandem zu zeigen, bevor ich nicht die antisowjetische Propaganda getilgt hätte, die man überall im Text gekennzeichnet habe.

Ich strich wichtige Teile aus den Kapiteln zum Kreschtschatik, zur Sprengung der Lawra, zur Katastrophe von 1961 und anderes und bot offiziell eine entschärfte Version an, in der der Sinn des Buches zwar übertüncht, aber noch zu erahnen war.

Damals war Chruschtschows Abrechnung mit Stalins Personenkult noch frisch im Gedächtnis, viele glaubten, nun beginne eine ernsthafte Liberalisierung, die Publikation von Alexander Solschenizyns »Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch« ließ darauf hoffen, dass es vielleicht endlich eine echte Literatur geben könne.

Aber auch die entschärfte Version meines »Babyn Jar« erfüllte die Redakteure mit Sorge. Das Manuskript war gefragt, man riss es sich aus den Händen, äußerte sich privat begeistert, übte aber offiziell vernichtende Kritik, und die Redaktion wagte nicht, es ohne Sondergenehmigung zu veröffentlichen. Auf Sowjetisch ausgedrückt: »Wir müssen das mit unseren vorgesetzten Genossen besprechen.«

Das Manuskript durchlief die Instanzen bis zum ZK der KPdSU, wo Suslow es las, wie man mir sagte (allerdings um einige Kapitel gekürzt), und er erteilte dann prinzipiell die Erlaubnis. Entscheidend war für die »vorgesetzten Genossen« das gewitzte Argument der Redaktion, mein Buch widerlege Jewgeni Jewtuschenkos berühmtes Gedicht über Babyn Jar, das seinerzeit einen großen Skandal hervorgerufen hatte.

Nein, natürlich wollte ich das großartige Gedicht nicht widerlegen. Mehr noch, Jewtuschenko, mit dem ich befreundet war und

am selben Institut studiert hatte, entwarf sein Gedicht an dem Tag, als wir zusammen nach Babyn Jar gingen. Wir standen über dem steilen Abhang, ich erzählte, woher und wie die Menschen zur Erschießung getrieben wurden, wie später der Fluss die Knochen herauswusch, wie um ein Denkmal gekämpft wurde, das es nach wie vor nicht gab.

»Über Babij Jar, da steht keinerlei Denkmal ...«, sagte Jewtuschenko nachdenklich, und später erkannte ich diesen Satz im Anfangsvers seines Gedichts wieder. Mein Buch richtet sich nicht gegen das Gedicht, mir hat bloß der Romanumfang erlaubt, viel mehr von Babyn Jar zu erzählen und die unterschiedlichsten Aspekte zu berücksichtigen. In einigen Ausgaben im Ausland ist statt eines Vorworts Jewtuschenkos Gedicht abgedruckt, und das spricht ja nun ohne Wenn und Aber für sich selbst.

Wie auch immer, die Veröffentlichung war genehmigt, doch da das ZK einige Kapitel nicht gelesen hatte, mussten diese erst einmal gestrichen werden. Anschließend vermerkten Boris Polewoi, der Chefredakteur von »Junost«, Leopold Schelesnow, der verantwortliche Sekretär, sowie zahlreiche andere Personen derartig viele Streichungen, Veränderungen und Kommentare, dass bei all den verschiedenfarbigen Korrekturen bisweilen der Text nicht mehr zu sehen war.

Mit größter Mühe gelang es, den Titel zu erhalten, der um jeden Preis geändert werden sollte (»damit der Leser nicht an Jewtuschenkos Gedicht denkt«), aber dafür zensierte man fein säuberlich jede kritische Erwähnung Stalins (»nach maßgeblicher Einschätzung ist das jetzt der falsche Zeitpunkt«) und überhaupt die winzigste Kritik an allem Sowjetischen (»der Roman ist antifaschistisch, kritisieren Sie nur das Hitlerregime«). Das wurde manchmal regelrecht grotesk. Am Anfang des Romans heißt es, bei den Deutschen zögen riesenhafte fuchsrote Kaltblutpferde die Geschütze, neben denen die Pferdchen, mit denen die Rote Armee sich zurückzog, wie Fohlen aussähen. Der Satz wurde unverzüglich

gestrichen. Ich argumentierte, am Ende des Buches würde ich beschreiben, wie der Abzug der Deutschen mit unseren kleinsichtigen Pferdchen stattfand, weil ihre fuchsroten Kaltblüter die Belastung nicht ausgehalten hatten und krepitierten. Dagegen wandte Boris Polewoi ein: »Bis der Leser an diese Stelle kommt, hat er den Anfang vergessen, und bei ihm bleibt bloß hängen, dass die Deutschen bessere Pferde hatten als wir.« Nach erbittertem Streit und tiefschürfender Debatte wurde der Satz in abgemilderter Form beibehalten, doch das war fast die einzige Ausnahme.

Über einen zurückgelassenen beschädigten Panzer schrieb ich zum Beispiel: »Ein herrliches Spielzeug für Dorfkinder war dieser Panzer.« Das wurde gestrichen, der Seitenrand quoll von Fragezeichen und Vorwürfen über: Wie sich herausstellte, enthielt der Satz eine schreckliche Ketzerei – Pazifismus. »Wir sind doch keine rückgratlosen Pazifisten; zu so einer Haltung, zu Respektlosigkeit gegenüber Panzern darf die Jugend nicht erzogen werden.«

Oder ich wagte es, über die unbrauchbaren Armeeführer zu spotten, die »im Falle eines Krieges, den Gott verhüten möge, nicht zum Fahren taugten« – das strich man schon mit geradezu pathologischem Hass als offene antisowjetische Propaganda. Unmöglich, mit Argumenten etwas zu erreichen, auch nur auf einzelnen Wörtern zu bestehen. Dass man Kapitel wie »Menschenfresser« oder »Bücherverbrennung« mit einem Federstrich tilgte und von ihnen keine Rede mehr war, versteht sich von selbst. Im Roman gibt es drei Kapitel mit der Überschrift »Bücherverbrennung«: Zuerst werden Bücher während der stalinistischen Säuberungen 1937 verbrannt, dann 1942 unter den Deutschen und schließlich 1946 nach Schdanows Rede. Beibehalten wurde nur das mittlere Kapitel über die Bücherverbrennung unter den Deutschen.

Ich diskutierte erbittert, führte an, meine Kritik richte sich gegen die Auswüchse des Personenkults, und die seien doch verurteilt worden. Man erwiderte: »Die Partei hat sie schon ausreichend verurteilt. Weiter gibt es dazu nichts zu schreiben.« Und

wenn meinen Gesprächspartnern die Argumente ausgingen, sagten sie bei festverschlossener Tür vieldeutig:

»Das lassen die uns nicht durchgehen, klar?«

»Wer die?«, fragte ich. »Lassen Sie mich mit ihnen reden, vielleicht kann ich sie umstimmen.« Doch es gibt eine Regel: Niemals, unter keinen Umständen dürfen Autor und professioneller Zensor miteinander in Kontakt treten. Und was ich auch anstellte, die geheimnisvollen »die« bekam ich nie zu Gesicht, und ich habe keine Ahnung, wer sie sind.

*

Auch meine früheren Arbeiten und die Texte der Schriftsteller, die ich kannte, wurden bis zur Unkenntlichkeit umgemodelt. Wir versuchten generell, die Texte der anderen im Manuskript zu lesen und nicht in gedruckter Form, weil der Unterschied riesig war.

In der UdSSR steht ein Schriftsteller immer vor diesem Dilemma: entweder gar nicht gedruckt werden oder wenigstens das drucken lassen, was die Zensur gestattet. Viele sagen, sie würden dem Leser lieber etwas geben als nichts. Das war auch meine Meinung. Ich habe mit Solschenizyn zu dem Thema korrespondiert, habe ihm geschildert, wie die Zensur meine Texte verschandelte und jedes Mal, trotz meines erbitterten Widerstands, ihr Ziel erreichte, sodass missgestaltete Bücher erschienen, die mir selbst verhasst waren. Er schrieb, man könne und solle der Zensur kluge Zugeständnisse machen – aber natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze.

Als ich sah, dass ein Viertel des Textes, darunter ganz zentrale Passagen, aus »Babyn Jar« rausgeworfen und so der Sinn des Romans auf den Kopf gestellt wurde, erklärte ich, dass ich in diesem Fall von einer Veröffentlichung Abstand nehmen würde, und verlangte das Manuskript zurück.

Und da geschah etwas völlig Unerwartetes. Man händigte mir das Manuskript nicht aus. Als wäre es nicht mehr meins. Erinnert

ihr euch an Solschenizyns Äußerung, er habe keinerlei Kontrolle über seine Manuskripte? Also, ich hatte mein Manuskript den Redakteuren gegeben, und jetzt bekam ich es nicht mehr zurück. Es kam zu einer wüsten Szene in Polewois Büro, die ganze Redaktionsleitung war versammelt, ich verlangte mein Manuskript, ich drehte völlig durch und schrie: »Das ist meine Arbeit, mein Manuskript, sogar das Papier gehört mir! Gebt es her, ich will es nicht mehr publizieren!« Und Polewoi sagte zynisch, voller Spott: »Ob der Text publiziert wird oder nicht, haben nicht Sie zu entscheiden. Das Manuskript kriegen Sie nicht wieder, und drucken werden wir, was wir für richtig halten.«

Später hat man mir erklärt, dass das keine selbstherrliche oder zufällige Entscheidung war. In meinem Fall hatte das Manuskript den Segen des ZK erhalten, und deshalb musste es jetzt gedruckt werden. Hätte das ZK nein gesagt, hätte man das Manuskript trotzdem benötigt – zur Begutachtung »anderen Ortes«. Aber damals, in Polewois Büro, geriet ich außer mir, wurde handgreiflich, riss das Manuskript an mich, rannte auf die Worowski-straße, stopfte alle Abfallbehälter bis zum Arbat-Platz mit Fetzen davon voll und verfluchte den Tag, an dem ich angefangen hatte zu schreiben.

In der Redaktion von »Junost« gab es, wie sich dann herausstellte, ein weiteres Exemplar, vielleicht auch mehrere, wenn man die mitzählte, die für das ZK abgetippt worden waren. Die Redaktion rief mich zu Hause an und teilte mir mit, die Korrekturen seien schon eingearbeitet und der neue Text getippt, aber um meine Nerven zu schonen, solle ich mir das lieber nicht anschauen. Polewoi komme mir entgegen, indem er auf die erste Seite eine Fußnote setzen lasse: »Der Roman wird in gekürzter Fassung gedruckt.« Daraufhin verfasste ich einen Brief, in dem ich erklärte, ich würde Anzeige erstatten. Nach einiger Überlegung wurde mir aber klar, dass das Gericht eine Möglichkeit finden würde, meine Klage abzuweisen, und außerdem würde es

heißen: »Was wollen Sie denn, die Redaktion schreibt doch selbst, dass der Roman in gekürzter Fassung erscheint.«

Letzteres überzeugte mich irgendwie, wieder nach dem Motto »lieber etwas als nichts«. Und vielleicht würde die Fußnote die Leute stutzig machen, und sie würden versuchen, zwischen den Zeilen zu lesen ...

Das ohne meine Beteiligung umgemodelte Manuskript ging in den Satz, man schickte mir die Fahnen, ich begann zu lesen, und mir wurde schwarz vor Augen, buchstäblich, ich weiß es noch genau. Ich ahnte nicht, dass selbst das noch nicht alles war. Später haben sie auch noch aus den Druckfahnen Stellen rausgeschnitten und den Text umgesetzt, was ich erst entdeckte, als ich die Zeitschrift am Kiosk kaufte. Und unten stand, kaum zu sehen, der nichtssagende Hinweis »Zeitschriftenfassung« statt des versprochenen »in gekürzter Fassung gedruckt«.

*

Damals hatte ich schon mit dem Verlag »Molodaja gwardija« einen Vertrag über die Herausgabe des Romans in Buchform abgeschlossen. Es gab also die Hoffnung, etwas wiederherzustellen: Ein »ganzes Buch« musste sich doch irgendwie von einer Zeitschriftenfassung unterscheiden.

Im Nu wurde klar, dass der Verlag nichts von Zusätzen hören wollte, ganz im Gegenteil, er verlangte weitere Kürzungen. Aber da begann eine Geschichte, wie sie sich nur in der Sowjetunion ereignen kann.

Die Zeitschrift »Junost« gelangte ins Ausland. Umgehend begann man in zahlreichen Ländern den Roman zu übersetzen. Und auf mich prasselten die Briefe erstaunter Übersetzer ein: Sie verstanden eine Menge Stellen nicht.

Zum Beispiel hatte die Zensur so leidenschaftlich gestrichen, dass im Kapitel »Beruf: Brandstifter« keine Brandstifter mehr

vorkamen, nicht der kleinste Hinweis auf sie, nicht einmal der Begriff, es gab nur ein paar Absätze darüber, wie die Hauptfigur Puschkin liest.

Oder: der Bursche mit der Ziehharmonika, der beim allgemeinen Rückzug teilnahmslos eine Polka spielt, ist rausgeschnitten, aber seine zweite Erwähnung hat man aus Versehen stehengelassen, und die ist ohne die erste komplett sinnlos. Opa Semeriks Schimpfen über die Sowjetmacht und seine Bezeichnung Krokodie für ihre Heuchelei ist zensiert, und an einer anderen Stelle versteht man nicht, von welcher Krokodie Opa plötzlich spricht. Und so weiter.

Aber am wichtigsten war, dass die Übersetzer nach der vollen Textfassung fragten, weil sie in ihrer Naivität die Anmerkung von »Junost« für bare Münze nahmen. Sie wandten sich mit ihrer Frage offiziell an »Das internationale Buch«. Doch weder ich noch »Das internationale Buch« wussten, was wir antworten sollten.

Schließlich beschloss man höheren Orts, erneut das Manuskript heranzuziehen. Mit großer Mühe wurden dreißig Seiten maschinengeschriebener Text ausgewählt, die ohne ihren Kontext harmlos wirkten, und nach ungeheuren Schwierigkeiten hatte »Das internationale Buch« mit der Unterstützung der Auslandsabteilung des Schriftstellerverbands für jede einzelne Seite den Freigabestempel der Zensur erkämpft – ausschließlich, um Leuten im Ausland zu beweisen, dass es eine volle Textversion gab.

Doch während der Text durch die verschlungene Bürokratie der Instanzen wanderte, wurden im Ausland die Übersetzungen herausgebracht, und die gestempelten Seiten kamen zu spät.

Da nahm ich sie mit zu »Molodaja gwardija«; es waren die Kapitel »Beruf: Brandstifter«, »Splitter des Imperiums«, »Eine Million Rubel« (alle immer noch stark gekürzt) und einige Abschnitte aus anderen Kapiteln. Im Verlag weigerte man sich lange, sie einzufügen. Ich argumentierte: »Das ist sogar fürs Ausland genehmigt«, man entgegnete mir: »Fürs Ausland vielleicht, aber das heißt noch

nicht, dass es für die UdSSR genehmigt ist.« Dann beschloss man, die Seiten ins Buch zu nehmen, aber unter der Bedingung, dass ich andere Stellen entschärfte und »zum Ausgleich« stramm ideologische Abschnitte dazuschrieb, deren Inhalt mir die Redakteure praktisch diktieren.

Um das ganze Buch zu retten, schrieb ich die Abschnitte. Manchmal liest man ein gutes Buch eines sowjetischen Schriftstellers und stößt plötzlich auf derart geschmacklose ideologische Stellen, dass man ausspucken möchte. Der Autor hat beim Schreiben genau gewusst, dass sie beim Leser nichts als Befremden und Verachtung hervorrufen würden, aber durchaus nicht alle Leser wissen, dass das Werk nur um diesen Preis erscheinen konnte. Besonders deutlich zeigt sich das in Gedichtbänden. Da müssen am Anfang die üblichen ideologischen Gedichte stehen, mit denen der Autor sich das Recht erwirbt, weiter hinten echte Lyrik zu platzieren. Deshalb beginnen viele Leser Gedichtbände vom Ende, d. h. vom Besten her zu lesen.

Kämpfen um jeden Satz, feilschen, zusätzliches ideologisches Zeug schreiben – das musste ich immer. Im jesuitischen Verlagsgeschäft der UdSSR ist alles verworren, vertrackt, jedes Buch ist von Textschichten überwuchert und von Zensurlücken durchsetzt. Du publizierst in einer Zeitschrift, so viel du kannst, dann schmuggelst du ein bisschen in die Buchausgabe, bei der nächsten Auflage noch etwas, aber plötzlich ändert sich die Lage, und was früher problemlos akzeptiert wurde, ist heute eine schreckliche Ketzerei und umgekehrt.

Selbst von meinen Manuskripten hatte ich immer mindestens zwei Fassungen: Eine nur für mich, die ich sorgfältig versteckte, und eine entschärfte Fassung, die ich für den Druck anbot.

Plötzlich geändert hat sich die Lage in der UdSSR wieder einmal, als die Buchfassung von »Babyn Jar« herauskam. Kompetente Leute haben mir erklärt, dass ich Glück hatte, in einem oder zwei Monaten wäre das Buch nicht mehr erschienen. Erst empörte man

sich im ZK des Komsomol dagegen, dann im ZK der Partei, die Veröffentlichung wurde als Fehler betrachtet, eine weitere Auflage verboten, das Buch in Bibliotheken nicht mehr ausgegeben; es begann eine neue Welle staatlichen Antisemitismus.

☆

Ich besaß allerdings noch das ursprüngliche Manuskript. Daran arbeitete ich weiter, quasi nur noch »für mich und die Wahrheit«. Ich überarbeitete und verbesserte die gestrichenen Abschnitte zum Kreschtschatik, zur Lawra, zur Katastrophe, integrierte sie wieder in den Text, ergänzte neue Fakten und dachte dabei nicht an die Zensur, und das Manuskript veränderte sich derart, dass ich es nicht mehr zu Hause aufbewahrte. Die Wohnung war in meiner Abwesenheit wiederholt durchsucht worden, und einmal wurde mein Arbeitszimmer von Unbekannten angesteckt und brannte ab. Die wichtigsten Manuskripte hatte ich auf Mikrofilm fotografiert und in einem Metallkasten nicht weit vom Haus vergraben, die Manuskripte selbst vergrub ich in Einmachgläsern in einem Wald bei Tula, wo sie, wie ich hoffe, bis heute liegen.

Im Sommer 1969 floh ich aus der UdSSR, die Mikrofilme nahm ich mit, auch den mit dem kompletten Text von »Babyn Jar«. Diesen Text gebe ich jetzt heraus, als erstes Buch von mir ohne jede politische Zensur – **und ich bitte darum, nur die vorliegende Fassung von »Babyn Jar« als gültig anzusehen.**

Hier ist Publiziertes, von der Zensur Gestrichenes und nach der Publikation Geschriebenes zusammengestellt und abschließend stilistisch überarbeitet worden. Das ist zu guter Letzt wirklich das, was ich selbst geschrieben habe. Doch die drei unterschiedlichen Textkategorien wollte ich kenntlich machen, und zwar aus folgendem Grund.

Für diejenigen, die es interessiert, können sie eine Vorstellung von den Bedingungen vermitteln, unter denen Bücher in

der UdSSR veröffentlicht werden. Ich betone noch einmal: Mein Fall ist keine Ausnahme, sondern ganz im Gegenteil alltäglich und typisch. Bei der Lektüre von Texten sowjetischer Autoren solltet ihr immer die Zensur berücksichtigen und zwischen den Zeilen lesen.

Außerdem wurden von der verunstalteten »Babyn Jar«-Fassung Millionen Exemplare gedruckt. Leute, die sie gelesen haben und die vollständige Version kennenlernen möchten, brauchen in der vorliegenden Ausgabe nur das hier erstmals veröffentlichte Material zu lesen. Das allerdings ist umso wichtiger, als die entsprechenden Teile den zentralen Sinn des Buches enthalten, um dessentwillen es überhaupt verfasst wurde.

Ich muss gestehen, dass die Zuordnung zu den unterschiedlichen Kategorien nicht leicht war. Sollte ich die Kürzungen, die ich selbst vorgenommen habe – nachdem man mir das erste Manuskript mit der markierten »antisowjetischen Propaganda« zurückgegeben und geraten hatte, ich solle es niemandem zeigen –, als von der Zensur gestrichen markieren? Ich finde, nein. Das war Selbstzensur, wenn auch erzwungene. Später habe ich diese Fragmente überarbeitet und wieder eingefügt, aber das habe nur ich entschieden, die Zensurbehörde hat sie nie gesehen.

Die nächste Frage war, von welcher Textfassung ich ausgehen sollte. Die Auflage von »Junost« betrug zwei Millionen, die von der Buchausgabe bei »Molodaja gwardija« 150 000, also kennen die meisten Leser den »Junost«-Text. Die dreißig maschinengeschriebenen Seiten waren nur notgedrungen, wegen der Anfragen aus dem Ausland, von der Zensurbehörde in die Buchausgabe eingefügt worden, eine weitere Auflage wurde verboten und, das Wichtigste, ausnahmslos alle Übersetzungen in andere Sprachen wurden von der »Junost«-Fassung angefertigt. Ich wähle also diese Textversion als Musterbeispiel einer zensierten Ausgabe.

Und noch eine Schwierigkeit. Bei Streichungen des Zensors müssen manchmal aus Gründen der Logik Wörter ergänzt oder

syntaktische Strukturen verändert werden, die Redaktion hatte das übernommen, und Boris Polewoi hatte noch einige mir besonders verhasste Wörter hinzugefügt. Als ich den Text wiederherstellte, habe ich diese Korrekturen rückgängig gemacht und dabei den »Junost«-Text hier und da stilistisch verbessert. Wenn also jemand mit der Zeitschrift in der Hand die Fassungen Buchstabe für Buchstabe vergleicht, wird er an manchen Stellen kleine Abweichungen finden, die sich allerdings nicht auf die Bedeutung auswirken. All diese Stellen kenntlich zu machen, hätte meiner Ansicht nach das Schriftbild zu sehr überladen. Die Hauptaufgabe, die ich mir gestellt hatte, bestand darin, ernsthafte, prinzipielle Zensureingriffe zu zeigen.

*

Unterschiedliche Textkategorien sind in der vorliegenden Ausgabe wie folgt gekennzeichnet:

Normale Schrift: die von der Zeitschrift »Junost« 1966 publizierte Fassung.

Kursive Schrift: damals von der Zensur gestrichene Textteile.

In eckigen Klammern: Ergänzungen, vorgenommen in den Jahren 1967–1970.

London, 1970

Der Autor

Einführungskapitel

Asche

In diesem Buch ist alles wahr.

Wem auch immer ich von dieser Geschichte erzählte, alle meine Zuhörer sagten fast wörtlich dasselbe: dass ich darüber ein Buch schreiben müsste.

[Im Grunde tat ich das schon lange. Die erste Version, wenn man es so nennen will, habe ich mit vierzehn geschrieben. Ein verhungertes, nervöses Bürschchen, notierte ich damals noch unter dem Eindruck des Erlebten alles, was ich von Babyn Jar gesehen hatte, gehört hatte, wusste, in ein dickes selbstgebasteltes Heft. Warum ich das tat, war mir schleierhaft, aber es schien mir notwendig. Damit ich nichts vergaß.

Das Heft hieß »Babyn Jar«, und ich versteckte es vor fremden Blicken. Nach dem Krieg kam es in der Sowjetunion zu einem Ausbruch von Antisemitismus: die Kampagne gegen den sogenannten Kosmopolitismus, die Verhaftung jüdischer Ärzte als »Giftmischer«; der Name Babyn Jar war fast schon verboten.

Eines Tages fand meine Mutter beim Aufräumen mein Heft, las es, weinte und riet mir, es aufzubewahren. Sie sagte als Erste, dass ich einmal ein Buch schreiben sollte.]

Je länger ich lebte, desto deutlicher wurde mir, dass ich dazu verpflichtet war.

Mehrere Male fing ich an, einen dokumentarischen Roman zu schreiben, allerdings ohne jede Hoffnung, dass er publiziert würde.

Und außerdem geschah etwas Seltsames mit mir. Ich versuchte, einen normalen Roman nach der Methode des Sozialistischen Realismus zu schreiben, der einzigen, die ich kannte und die mir von der Schulbank an mein ganzes Leben beigebracht worden war. Doch wenn ich die Wahrheit des Lebens in »künstlerische Wahrheit« verwandeln wollte, verblasste sie zusehends, wurde banal, glatt, falsch und am Ende infam.

[Der Sozialistische Realismus verlangt weniger, zu schreiben, wie es war, als so, wie es hätte sein müssen oder wenigstens hätte sein können. Diese unaufrichtige, heuchlerische Methode hat die einst große russische Literatur zugrunde gerichtet. Ich sage mich hiermit für immer von ihr los.]

Ich schreibe dieses Buch, ohne weiter an Methoden zu denken [oder an Regierungen, Grenzen, Zensurpraktiken oder nationale Klischees].

Ich schreibe, als würde ich vor einem hohen, der Wahrheit verpflichteten Gericht unter Eid juristisch relevante Aussagen machen – und ich trage für jedes Wort die Verantwortung. In diesem Buch wird nur die Wahrheit erzählt – SO, WIE ES WAR.

[Ich, Anatoli Wassiljewitsch Kusnezow, Autor dieses Buches, wurde am 18. August 1929 in Kiew geboren. Meine Mutter ist Ukrainerin, mein Vater Russe. In meinem Pass steht unter der Rubrik Nationalität »russisch«.]

Aufgewachsen bin ich in Kurenjowka, einem Vorort von Kiew, nicht weit von einer großen Schlucht, deren Name damals nur den Anwohnern bekannt war: Babyn Jar.

Wie die übrige Umgebung von Kurenjowka war sie ein Ort unserer Spiele oder, wie man so sagt, ein Ort meiner Kindheit.

Dann wurde sie an einem Tag schlagartig bekannt.

Etwas mehr als zwei Jahre war die Schlucht ein Sperrgebiet mit elektrisch geladenem Stacheldraht, einem Konzentrationslager und Warnschildern, die verkündeten, auf jeden, der sich näherte, werde das Feuer eröffnet.

Ich war sogar einmal da, im Büro des KZs, nicht in der Schlucht selbst, sonst hätte ich dieses Buch nicht schreiben können.

Wir hörten nur in bestimmten Abständen MG-Salven: ra-ta-ta, ra-ta-ta ... Zwei Jahre hörte ich das Tag für Tag, und es klingt mir bis heute in den Ohren.

Zuletzt stieg schwerer, fetter Rauch über der Schlucht auf. Drei Wochen lang kam er von dort.

Natürlich sind ein Freund und ich, als alles vorbei war, trotz unserer Angst vor Minen gucken gegangen, wie es da aussah.

Es war eine riesige, man könnte sagen imposante Schlucht – tief und weit wie ein Tal im Gebirge. Wenn man auf der einen Seite etwas rief, konnte man es auf der anderen kaum hören.

Sie lag zwischen den drei Kiewer Stadtteilen Lukjanowka, Kurenjowka und Syrez und war umgeben von Friedhöfen, Wäldchen und Gemüsegärten. Auf ihrem Grund floss zu jeder Zeit ein sehr hübscher klarer Bach. Die Hänge waren abschüssig, steil, manchmal fast senkrecht, und es gab in Babyn Jar oft Erdbeben. Übrigens ist das normal für diese Gegend: Das rechte Dnjepr-Ufer ist von solchen Schluchten durchzogen, Kirows Hauptstraße, der Kreschtschatik, verlief ursprünglich durch den Kreschtschaty Jar, es gibt den Repjachowjar, den Syrezki Jar und andere, es sind viele.

Unterwegs sahen wir, wie ein abgerissener Alter mit einem Sack von einer Seite zur anderen quer durch die Schlucht marschierte. An seinem zielstrebigem Gang erkannten wir, dass er in der Nähe wohnte und nicht zum ersten Mal hier langlief.

»Opa«, fragte ich, »sind die Juden hier erschossen worden oder weiter hinten?«

Der Alte blieb stehen, maß mich von Kopf bis Fuß und sagte:

»Und wie viele Russen haben sie hier abgeknallt, und Ukrainer, und andere Nationen?« Und ging weiter.

Wir kannten den Bach wie unsere Hosentasche, als Kinder hatten wir ihn mit kleinen Dämmen gestaut und darin gebadet.

Auf dem Grund lag schöner grobkörniger Sand, aber der war jetzt aus irgendwelchen Gründen von weißen Steinchen übersät.

Ich bückte mich und nahm eins, um es zu betrachten. Es war ein angekohltes Stück Knochen, so groß wie ein Fingernagel, die eine Seite weiß, die andere schwarz. Der Bach hatte sie irgendwo

ausgewaschen und führte sie mit. Daraus schlossen wir, dass Juden, Russen, Ukrainer und Angehörige anderer Nationen weiter oben erschossen worden waren.

Und so gingen wir lange auf diesen Knochenstücken, bis wir zum Anfang der Schlucht kamen, wo der Bach verschwand, er entsprang aus vielen Quellen, die aus Sandschichten hervorsickerten, und dort wurden auch die Knochen herausgewaschen.

Die Schlucht wurde hier schmal, verzweigte sich mehrfach, und an einer Stelle wurde der Sand grau. Plötzlich begriffen wir, dass wir auf menschlicher Asche liefen.

In der Nähe war, unterspült vom Regen, eine Schicht Sand abgebrochen, und darunter waren ein behauener Granitvorsprung und eine Schicht Kohle zum Vorschein gekommen. Diese Lage Kohle war etwa fünfundzwanzig Zentimeter dick.

Am Hang weideten Ziegen, und drei Hirtenjungen, etwa achtjährig, hämmerten eifrig Kohlebrocken los und zerkleinerten sie auf dem Granitvorsprung.

Wir gingen näher heran. Die Kohle war körnig, braun getönt, ungefähr so, als hätte man die Asche einer Dampflok mit Tischlerleim vermischt.

»Was macht ihr da?«, fragte ich.

»Guck hier!« Einer von ihnen grub glänzende, schmutzige Klümpchen aus der Tasche, warf sie hoch und fing sie mit der flachen Hand auf.

Es waren halbgeschmolzene goldene Ringe, Ohrringe, Zähne. Sie schürften Gold.

Wir liefen herum, fanden viele ganze Knochen, einen frischen, noch feuchten Schädel und wieder Brocken schwarzer Kohle in grauem Sand.

Ich hob einen Brocken auf, etwa zwei Kilo schwer, nahm ihn mit und behielt ihn. Er enthält die Asche vieler Menschen, alles ist darin vermischt – man könnte sagen, es ist internationale Asche.

Damals fasste ich den Entschluss, alles aufzuschreiben, von Anfang an, so wie es tatsächlich gewesen war, ohne etwas auszulassen oder hinzuzufügen.

Und das tue ich jetzt, weil ich weiß, dass ich dazu verpflichtet bin, weil, wie es in Thyl Ulenspiegel heißt, die Asche Claesens über meinem Herzen schlägt.

So bedeutet das Wort DOKUMENT, das dieser Roman im Untertitel trägt, dass ich hier nur Fakten und Originaldokumente vorbringe und dass auch der kleinste literarische Zusatz darüber, »wie es hätte sein können« oder »wie es hätte sein müssen«, fehlt.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne
von §44b UrhG.

Titel der Originalausgabe: *Babij Jar*
Copyright der Originalausgabe © Zakharov Publishing House

Copyright der Nachworte von Bert Hoppe und
Kateryna Mishchenko © MSB Matthes & Seitz Berlin

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen
Satz und Layout: Tom Mrazauskas, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1042-5

www.matthes-seitz-berlin.de